

Eine Legende vom heiligen Isidor, dem Ackersmann

Autor(en): **Dorer, Edmund**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 24-25

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eine Wagner-Duettüre.

schied von ihr und von meinem Heim, das ohne sie mir gräßlich war. Eilig kehrte ich zur Jago-Hütte zurück, nahm den alten Hund, den sie so zärtlich geliebt hatte und ... seither sind wir auf der Wanderschaft, Jeff und ich. Es ist nun schon über fünfzehn Jahre her, und ich habe nie das Grab meines armen Kindes gesehen! Die Leute liebten sie alle — der liebe Herrgott segne sie dafür — denn sie wußten, ihre Seele war — rein — wie — frischer Schnee."

Diese letzten Worte leuchtete der Alte mit der äußersten Anstrengung hervor, dann sank er noch einmal tief atmend zurück und flüsterte: „Ich fürchte, ich werde wieder einschlafen und träumen. Oh es ist so schrecklich zu

träumen!" Dann sah er uns so flehend an, als ob er uns bitten wollte, ihm beizustehen. Aber wir sahen es, es war zu Ende mit ihm. Eine Stunde blieb er noch schwach atmend liegen, dann öffnete er noch einmal die Augen. Der Blick traf uns, wie aus einer andern Welt kommend. Wir bemerkten, daß seine bläulich gefärbten Lippen sich bewegten. Wir beugten uns über den Sterbenden und glaubten aus den unbestimmten Lauten die Worte zu verstehen: „Sorget für Jeff, um Marias Willen!" Und wir beide, mit thränenden Augen, gelobten es, ohne daß er es mehr verstand. Ueber seiner Leiche reichten wir uns die Hände und sagten: „Um Marias Willen."

Eine Legende vom heiligen Isidor, dem Ackersmann.

Der heilige Isidor und die Tauben.

Nach Lope de Vega von † Edmund Dorer, Baden.

Tiefer Schnee bedeckte die Höhen des Guadarramabirges; der Fluß, der ihm entströmte, stand von Frost gefesselt in seinem Laufe still. Die Bächlein in der Ebene glichen Silberstreifen, die das Land schmückten; alle Wege und Stege waren mit Eis und Schnee überfüllt. Schafe und Hunde drängten sich zusammen, um sich zu wärmen; der Reiche suchte in seinem Winterrock Schutz vor der grimmigen Wut des Frostes — kurz, es war die kälteste Zeit des Jahres. Zu dieser Zeit befahl dem frommen Ackersmann Isidor sein Gutsherr Ivan, nach einer nahegelegenen Mühle Weizen zu bringen und dort mahlen zu lassen, da es an Mehl und Brot mangelte. Früh morgens verließ Isidor sein Lager, sprach ein Gebet, hüllte sich in seinen Mantel und trat in den Hof hinaus. Der Hahn krächzte, die Hunde bellten, im Stall wieherte das Pferd und yate der Esel. Nachdem Isidor den Hunger und Durst des Esels gestillt hatte, sattelte und rüstete er das gute Lasttier und belud es mit einem großen Sack Weizen. Dann ging es zur Mühle fort. Isidor traf mit einigen Landleuten zusammen und wanderte mit ihnen gemeinsam weiter, indes weit und breit der Schnee im frühen Morgenglanze schimmerte. Am Weg erblickte er einen Baum, dessen Äste statt der Blätter, die ihm der Winter geraubt hatte, eine Schar weißer Tauben bedeckte. Da er sah, wie die Erde gleich

einer geizigen Stiefmutter, ihr Angesicht mit kaltem Schnee bedeckt hatte und ihren armen Kindern die Nahrung verweigerte, so entfernte er mit großem Eifer den Schnee von dem



„Auf der Alm, da gibts soa Sind!“

Boden und band seinen Weizensack auf. Wie Schneeflocken vom Himmel strömte der Weizen aus dem Sack. Die hungrigen Tauben flatterten mit unbeschreiblicher Freude vom Baume herab, um zu essen; denn der Tisch war für sie reichlich gedeckt, und sie fürchteten sich nicht vor dem guten Gastgeber. Sie pickten den Weizen auf und pickten an den Schuhen Isidors, als wollten sie ihm die Füße küssen. Isidor tröstete sie über die Härte der Füße des Schnees und zog sorgsam die Füße zurück, um die Tierchen nicht zu treten. Immer mehr Weizen entnahm er dem Sack und streute die Körner den Tieren vor, indem er sprach: „Mag mir der Weizen meines Herrn Iban verzeihen! Wie rühren mein Herz die Vögelchen Gottes, die jetzt nichts zu essen haben! Verzeihe, lieber Sack, daß die Barmherzigkeit dich erleichtert! Die armen Vögel! — Der Arbeiter erhebt sich, mährt, hämmert oder hackt, und mit dem verdienten Geld kauft er sich Nahrung und Brot; aber diese armen Tierchen, denen der Schnee die Fluren, wo sie einst Nahrung fanden, verdeckt hat, zeigen ihre hungrigen Schnäbel dem Himmel und klagen: Er, der die Aken erhält, sollte wohl die Tauben für geringer halten? Laßt's euch schmecken, Tauben Gottes! Eßt, so lange es Weizenkörner gibt, da jetzt der Winter euer Nahrung in seine Schneelager verschließt und euer Mund mißgönnt. Eßt! Eßt! Gibt es eine größere Freude, als zu sehen, wie sie sich den Weizen schmecken lassen. Aber Sack, reinen Mund halten! Klage nicht, daß man dir den Weizen genommen hat! Du behälst immer noch mehr zurück, als diese Vögelchen bekommen.“

So dachte und sprach der fromme Aekersmann; aber einer

seiner Begleiter sagte zu ihm: „Welche Thorheit! Isidor, bist du wohl klug? Du verschwendest das Eigentum Ibans. Und diese Vögel — sind sie etwa Arme, die man nähren muß?“

Isidor entgegnete dem Manne, der seine Liebesthat tadelte: „Weißt du nicht, daß die Tiere unter Gottes Hut stehen wie wir, und daß der Herr sie nährt, wenn sie ihm ihren Hunger klagen. So mögen sie denn essen von unserm Weizen und Gott dafür danken, der sie erschaffen hat und sie liebt. Wenn man von den Prälaten sagt, daß sie Renten und Präbenden besitzen, um die Dürftigen zu unterstützen und ihnen zu helfen, so stellt euch vor, daß ich ein Prälat geworden. Seht! die Gaben des Sackes sind die Renten und Präbenden; die Vögelchen, die den Weizen picken, sind die Armen. Wenn ich in diesem Sinne handle, bin ich denn unklug?“

Nachdem Isidor die Tauben gesättigt hatte, machte er sich wieder auf den Weg zur Mühle. Als er und die Begleiter dort angelangt waren, fand es sich, daß durch ein Wunder der Sack ganz voll Weizen war und die Körner, die er den Tauben gestreut, doppelt ersetzt waren. Der Mann, der früher Isidor getadelt hatte, half ihm jetzt mit Erstaunen die schwere Last in die Mühle tragen.

O Barmherzigkeit, du Quelle tausendfachen Glückes, du, des Himmels Wohlgefallen, denn du bist mehr wert, als Opfer! Wir sehen, wie Gott den Isidor wegen seiner Barmherzigkeit und wegen seines Mitleides so sehr geliebt hat, daß er ihn eines Wunders würdigte, und wir erkennen, daß die Liebe ein Brunnen ist, der, je mehr man aus ihm schöpft, desto mehr Wasser empfängt. Wer gibt, der wird wieder empfangen.

✻ Ideala. ✻

Novelle von Effel Turner, übersetzt von C. von Baerensprung, Lausanne.

Aus Nah und Fern waren sie eingetroffen, die Freunde und Anverwandten, um teil zu nehmen an den Festlichkeiten, die die Feier der silbernen Hochzeit von Lord und Lady Dunstable erhöhen sollten.

Unter den zahlreichen Gästen, die Dunstable Hall beherbergte, befand auch ich mich, eine weitläufige Verwandte des gräflichen Paares. Noch nicht lange hatte ich im gastlichen Hause gewohnt, als mir mitgeteilt wurde, daß Lord Guildroy, welcher kürzlich von seiner Reise um die Welt zurückgekehrt, auch zum Feste erwartet werde.

Guildroy, Lord Dunstables Neffe, war auch mir kein Unbekannter. Als Nachbarn zusammen aufgewachsen, hatten wir uns schon von klein auf gekannt und waren immer beisammen gewesen, ein unzertrennlich Paar, bei Spiel und Arbeit, in Freud und Leid! Doch der stille Wunsch unserer beiderseitigen Eltern, ein Paar fürs Leben aus uns zu machen, sollte sich nicht erfüllen.

Ich weiß nicht wie es kam, doch ein dritter, ein amüsanter, lebhafter Gardeoffizier trat zwischen uns beide. Von der Stunde an wollte mir mein meist stiller und ernsthafter Jugendgefährte nicht mehr gefallen, und jung und ungestüm, wie ich dazumal war, machte ich kein Hehl aus meiner Vorliebe für Hauptmann Randolph. Dies mochte wohl Guildroy tief gekränkt haben. Zwar hat er mir nie einen Vorwurf darüber gemacht, nur ein- oder zweimal, bei Gelegenheit, sprach er von seiner Liebe für mich, was er zuvor niemals getan. Es war ja immer so selbstverständlich gewesen, daß wir uns liebten — lieben! war es denn wirklich lieben! wohl nicht, eher doch nur ein Gernehaben, so wie zwischen Bruder und Schwester. So dachte ich wenigstens dazumal; Guildroy mag wohl anders gedacht und empfunden haben, doch ich hatte kein Verständnis mehr für ihn, all' meine Gedanken gehörten dem Hauptmann Randolph. Nur am Vorabend seiner Reise, als er Abschied von mir nahm, da empfand ich seinen ganzen stillen Vorwurf. Er lag in dem ernsten, doch noch liebevollen Blick seiner tiefen dunklen Augen, in dem stummen Händedruck, selbst in den unausgesprochenen Worten.

„Leb' wohl, Edith!“ — war sein einziges Abschiedswort gewesen.

„Leb' wohl, Guildroy, und auf Wiederseh'n,“ hatte ich fast fröhlich erwidert.

Ja, auf Wiederseh'n! nun stand es vor der Thüre, unser Wiedersehen, und ich fürchte mich fast davor. Ein Wiedersehen

nach langen Jahren, während denen wir nichts von einander gehört und vernommen. Was haben sie mir gebracht, diese Jahre der Trennung? Nichts als herbe Enttäuschung und viel Leid, wenig, sehr wenig anderes. Und das Unerträglichste, Qualendste von allem, es war mein Gefühl der Neue über mein Betragen gegenüber Guildroy. War ich denn vorher blind gewesen, daß ich nicht gemerkt hatte, daß Guildroy mich liebte, mit der ganzen heißen Liebe seines jungen Herzens! Ach doch! ich hatte es wohl gewußt, ich wollte es nur nicht sehen, ich verstand es, mich selbst zu täuschen. Nun erst wurde es mir so recht klar, daß es um meiner Willen geschehen, daß er die Heimat verlassen und mit ihr auch die über alles verehrte Mutter, die er hienieden nicht wiedersehen sollte. . . . Und alles dies für mich, die ich dieser schweren Opfer so unwürdig war! Wie mußte er mich nun verachten und verabscheuen, die ich so herzlos, so weiterverwendlich sein konnte; denn was war meine Liebe zu Randolph anders gewesen als eine vorübergehende Laune? und als solche hat dieser sie auch angesehen.

Was mögen die Jahre der Trennung Guildroy gebracht haben? Ich hoffe Glück und Friede! Hat er wohl manchmal meiner gedacht? Ach kaum, sonst wäre er nicht so lange fortgeblieben. . . . nein, haßen und verachten muß er mich ja, wie ich dies nur immer wieder vergessen kann, nicht einmal gerne haben kann er mich mehr, so wie Bruder und Schwester es thun!

Endlich sollten wir uns also wiedersehen, doch nur so ganz oberflächlich, bei Gelegenheit eines Festes, und ich bin ganz froh, daß dem so ist; denn was hätten wir uns auch zu sagen gehabt, nach all dem was vorgefallen zwischen uns.

Wir waren uns ja nichts mehr, gar nichts mehr! Davon zeugte auch nur zu deutlich unsere Begrüßung: eine höfliche Verbeugung, ein oberflächlicher Händedruck, ein paar nichtsagende, lebenswürdige Worte, das war alles gewesen. Er war so sehr in Anspruch genommen, alle drängten sich um ihn, wollten ihn sprechen, ihn begrüßen nach so langer Abwesenheit, und er schien vollauf beschäftigt, eine lebenswürdige Erwiderung zu finden für all' die warmen Willkommensgrüße, die ihm dargebracht wurden.

„Nun, und wie geht es Ideala?“ frug Lady Dunstable eben ihm die Hand zum Kuße reichend.

„Danke, liebe Tante,“ erwidert Lord Guildroy höflich lächelnd; die lange Reise hat sie etwas angegriffen; deshalb ließ